

Jean Paul Sartre

DIE MAUER

JEAN PAUL SARTRE

DIE MAUER

1954

ALBERT LANGEN • GEORG MÜLLER

MÜNCHEN

1.-4. Tausend

Lizenzausgabe mit Genehmigung des Rowohlt Verlag GmbH., Hamburg
Gesamtherstellung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany

ebook 2004 by meTro

Dieses eBook ist nicht zum Verkauf bestimmt!

Cover neu gestaltet.

SIE STIESSEN UNS in ein großes, weißes Zimmer, und ich mußte blinzeln, da die Sonne meinen Augen weh tat. Dann sah ich einen Tisch mit vier Individuen dahinter, Zivilisten, die in einigen Papieren lasen. Die anderen Gefangenen waren in der Tiefe des Zimmers zusammengepfertcht und wir mußten gleich hinüber und uns ihnen anschließen. Es waren ein paar dabei, die ich kannte, und ein paar andere waren offenbar Ausländer. Die beiden vor mir waren blond, mit runden Schädeln. Sie glichen einander – Franzosen, nahm ich an. Der Kleinere zog sich immerzu die Hosen hoch.

Es dauerte fast drei Stunden, ich war abgestumpft und hatte einen leeren Kopf. Aber

das Zimmer war gut geheizt, das empfand ich recht angenehm. Die letzten vierundzwanzig Stunden lang hatten wir vor Kälte geklappert. Die Wachposten führten die Gefangenen an den Tisch, einen nach dem andern. Die vier dort fragten sie nach Namen und Beruf. Meistens war das Verhör damit zu Ende, aber manchmal fragten sie: »Haben Sie an der Munitionssprengung teilgenommen?« Oder: »Wo waren Sie am Morgen des 9., und was taten Sie?« Auf die Antworten hörten sie gar nicht – oder wenigstens sah es so aus. Sie schwiegen nur einen Augenblick, schauten gerade vor sich hin und fingen dann an wieder in ihren Papieren zu schreiben.

Sie fragten Tom, ob er bei der Internationalen Brigade gedient habe. Tom konnte das nicht leugnen wegen der Papiere, die sie in seinem Rock gefunden hatten. Juan fragten sie gar nichts, aber nachdem er

seinen Namen genannt hatte, schrieben sie eine lange Zeit.

»Mein Bruder Jose, der ist der Anarchist«, sagte Juan. »Sie wissen ja selbst, daß er nicht mehr hier ist. Ich bin bei gar keiner Partei. Ich habe nie etwas mit Politik zu tun gehabt.«

Sie antworteten nicht.

»Ich habe nichts getan«, wiederholte Juan. »Ich hab nicht Lust, für die anderen aufzukommen.«

Seine Lippen zitterten. Ein Posten hieß ihn schweigen und führte ihn ab. Ich war an der Reihe.

»Sie heißen Pablo Ibbieta?« Ich bejahte. Der Mann schaute in seine Papiere und fragte: »Wo ist Ramon Gris?«

»Ich weiß nicht.«

»Sie haben ihn vom 5. bis 19. in Ihrem Haus versteckt gehalten.«

»Nein.«

Sie schrieben eine kleine Weile, dann führten die Posten mich hinaus. Im Gang warteten Tom und Juan zwischen zwei Posten auf mich. Wir gingen los. »Na und?« fragte Tom einen der Posten.

»Was?« sagte der Posten.

»War das ein Verhör oder ein Urteil?«

»Es war das Urteil«, sagte der Posten.

»Und? Was werden sie mit uns machen?«

Der Posten versetzte trocken: »Das Urteil wird euch in euren Zellen bekanntgegeben werden.«

In Wahrheit war unsere ›Zelle‹ einer der Keller des Krankenhauses. Es war schauerhaft kalt darin, weil es zog. Wir hatten die ganze Nacht lang geklappert, und bei Tage war es kaum besser. Ich hatte die fünf vorhergehenden Tage in einem Versteck im Erzbischofspalais verbracht – einer Art Burgverlies, wohl noch vom Mittelalter her; da es so viele

Gefangene gab und so wenig Platz, sperrte man sie ein, wo es sich grade traf. Es war mir nicht leid um das Loch; es war zwar nicht kalt, aber ich war dort allein gewesen, und das geht einem auf die Dauer an die Nerven. Hier in dem Keller hatte ich Gesellschaft. Juan redete kaum ein Wort, er hatte Angst und war auch zu jung um mitzureden. Aber Tom hatte ein gutes Mundwerk und sprach sehr gut Spanisch.

In dem Keller war eine Bank und vier Strohsäcke. Als sie uns zurückgebracht hatten, setzten wir uns nieder und warteten schweigend. Nach einer Weile sagte Tom: »Mit uns ist's aus.«

»Das glaube ich auch«, sagte ich, »aber ich glaube nicht, daß sie dem Kleinen da was tun werden.«

»Es liegt nichts gegen ihn vor«, sagte Tom. »Er ist der Bruder von einem Mitkämpfer, das ist alles.«

Ich schaute auf Juan. Er schien nicht zuzuhören.

»Weißt du, was sie in Saragossa machen?« fuhr Tom fort. »Da legen sie die Jungs auf die Straße und fahren mit Lastwagen darüber weg. Das hat uns ein desertierter Marokkaner erzählt. Das erspart Munition, sagen sie.«

»Aber nicht Benzin«, versetzte ich. Ich ärgerte mich über Tom; er hätte das nicht sagen sollen.

»Und dabei spazieren die Offiziere auf und ab mit den Händen in den Taschen und rauchen Zigaretten. Meinst du, die geben so einem armen Kerl den Rest? Die nicht! Sie lassen sie schreien. Manchmal eine Stunde lang. Der Schwarze hat mir gesagt, es sei ihm beinahe das Kotzen gekommen beim ersten Male.«

»Ich glaube nicht, daß sie es hier so

machen«, sagte ich. »Außer, wenn wirklich die Munition knapp wird.«

Das Tageslicht kam durch vier Luftlöcher herein und durch eine runde Öffnung links in der Decke, durch die man in den Himmel sehen konnte. Durch dieses runde Loch, das mit einer Falltür verschließbar war, schütteten sie für gewöhnlich die Kohle in den Keller. Gerade unter dem Loch lag ein großer Haufen Kohlenstaub, damit hätte das Krankenhaus geheizt werden sollen; aber seit Kriegsausbruch waren die Kranken aus dem Hospital weggeschafft worden und die Kohle lag unbenutzt da; es regnete sogar gelegentlich darauf, da sie vergessen hatten die Falltür zu schließen.

Tom fing an mit den Zähnen zu klappern.

»Gott verdammich, mir ist saukalt«, sagte er, »da geht das wieder los.«

Er stand auf und begann Freiübungen zu

machen. Bei jeder Bewegung öffnete sich sein Hemd und seine weiße, haarige Brust kam zum Vorschein. Er legte sich auf den Rücken, hob die Beine hoch und machte die Schere, ich sah, wie sein dickes Kreuz dabei zitterte. Tom war gut gebaut, aber zu fett. Ich dachte an die Gewehrkugeln oder Bajonettspitzen, die jetzt bald in diese weiche Fleischmasse eindringen würden, wie in einen Klumpen Butter. Das machte mir keinen solchen Eindruck, als wenn er mager gewesen wäre.

Mir war nicht eigentlich kalt, aber ich hatte kein Gefühl mehr in den Schultern und Armen. Von Zeit zu Zeit war mir, als ob mir etwas fehlte, und ich begann mich nach meinem Rock umzuschauen und da fiel mir plötzlich ein, daß sie mir gar keinen Rock gegeben hatten. Das war recht bitter. Sie hatten uns unsere Kleider weggenommen, um sie ihren Soldaten zu geben, und hatten

uns nur unsere Hemden gelassen – und die Leinenhosen, die die Kranken hier im Krankenhaus im Hochsommer trugen. Nach einer Weile stand Tom wieder auf und setzte sich schnaufend zu mir.

»Ist dir warm geworden?«

»Gott verdammich, nein. Aber außer Atem bin ich.«

Gegen acht Uhr kam ein Kommandant mit zwei Falangisten herein. Er hatte ein Blatt Papier in der Hand.

»Wie sind die Namen?« fragte er den Wachposten.

»Steinbock, Ibbieta und Mirbal.«

Der Kommandant setzte seine Brille auf und schaute in seine Liste. »Steinbock ... Steinbock ... da ist er ... Sie sind zum Tode verurteilt. Sie werden morgen früh erschossen.«

Er schaute wieder nach.

»Die beiden andern auch«, sagte er.

»Das kann nicht stimmen«, rief Juan. »Ich nicht!«

Der Offizier sah ihn verwundert an.

»Wie heißen Sie?« fragte er.

»Juan Mirbal.«

»Tja, Ihr Name steht hier«, versetzte der Kommandant.

»Sie sind zum Tode verurteilt.«

»Ich hab doch nichts getan«, rief Juan.

Der Kommandant zuckte die Achseln und wandte sich Tom und mir zu.

»Sie sind Basken?«

»Keiner hier ist Baske.«

Er zog ein mißmutiges Gesicht.

»Man hat mir gesagt, es seien drei Basken hier. Ich habe nicht Lust, meine Zeit zu vergeuden und ihnen nachzulaufen. Na. Einen Priester wünschen Sie natürlich nicht, wie?«

Wir gaben nicht mal Antwort. Er sagte:

»Ein belgischer Arzt wird gleich kommen. Er hat die Erlaubnis, die Nacht bei Ihnen zu verbringen.«

Er grüßte militärisch und ging.

»Was habe ich dir gesagt?« meinte Tom.
»Wir sind erledigt.«

»Ja«, sagte ich, »verdammt für den Kleinen.«

Das sagte ich bloß so, gerechtigkeitshalber, aber in Wahrheit mochte ich den Kleinen nicht. Sein Gesicht war zu weichlich, und die Angst um das Leiden hatten es ganz entstellt und verzerrt. Drei Tage zuvor hatte er noch recht nett ausgeschaut, ein bißchen zimperlich, aber jetzt sah er aus wie ein altes Weib, und ich dachte bei mir, der wird nie wieder jung, selbst wenn sie ihn freilassen.

Es wäre ja ganz gut und recht gewesen, ein bißchen Mitleid mit ihm zu haben, aber Mitleid ist mir zuwider; ich empfand

eher Abscheu vor ihm. Er sagte gar nichts mehr, aber er war ganz grau geworden. Seine Hände und sein Gesicht waren grau. Er setzte sich wieder hin, und seine Augen stierten zu Boden. Tom war eine gute Seele; er wollte ihn unter den Arm fassen, aber der Bursche machte ein wütendes Gesicht und schüttelte ihn ab.

»Laß ihn«, sagte ich leise, »du siehst doch, daß er gleich anfangen wird zu heulen.«

Tom gehorchte widerstrebend; er würde den Kleinen gern getröstet haben; das hätte ihn beschäftigt und davon abgelenkt, an sich selber zu denken. Aber das reizte mich. Ich hatte noch nie an den Tod gedacht, weil sich keine Gelegenheit dazu geboten hatte; aber jetzt war die Gelegenheit da, und es galt jetzt nichts anderes zu tun, als daran zu denken.

Tom begann zu reden: »Hast du schon mal welche abgeknallt?« fragte er mich.

Ich gab keine Antwort. Er begann mir zu erzählen, daß er sechs abgeknallt habe seit Anfang August; er gab sich nicht Rechenschaft von der Situation, und ich sah wohl, daß er sich nicht Rechenschaft geben wollte. Ich selbst hatte noch nicht das volle Bewußtsein davon; ich fragte mich, ob man viel auszustehen haben würde dabei, ich dachte an die Geschosse, ich suchte mir ihren glühenden Hagelschauer quer durch meinen Körper vorzustellen. Das alles war außerhalb der eigentlichen Frage; aber ich war ruhig: wir hatten noch die ganze Nacht vor uns, um zu begreifen. Nach einer Weile hörte Tom zu reden auf, und ich schaute ihn mit einem Seitenblick an; ich sah, daß er jetzt auch ganz grau im Gesicht war und elend aussah, und ich sagte zu mir: ›Jetzt fängt es an.‹ Es war schon fast ganz dunkel, schwacher Lichtschein fiel durch die Luftlöcher und über den

Kohlenhaufen hin, durch die Luke in der Decke sah ich einen Stern: es wird eine klare, kalte Nacht, dachte ich.

Die Tür ging auf, und zwei Posten kamen herein, gefolgt von einem blonden Mann in einer hellbraunen Uniform. Er grüßte und sagte: »Ich bin Arzt. Ich habe Erlaubnis, Ihnen in dieser schmerzlichen Lage beizustehen.«

Er hatte eine angenehme und vornehme Stimme.

»Was haben Sie hier vor?« fragte ich.

»Ich stehe Ihnen zu Diensten. Ich will mein Möglichstes tun, um Ihnen diese paar Stunden zu erleichtern.«

»Warum kommen Sie gerade zu uns? Es gibt andere auch, das Krankenhaus ist voll davon.«

»Ich bin hierher geschickt worden«, erwiderte er unbestimmt.

»Oh, Sie möchten gewiß rauchen? Ich habe Zigaretten und sogar Zigarren«, fügte er hastig hinzu. Er bot uns englische Zigaretten und Puros an, aber wir lehnten ab. Ich sah ihm in die Augen, und er schien sich unbehaglich zu fühlen.

»Sie sind nicht aus Mitgefühl hergekommen«, sagte ich. »Übrigens kenne ich Sie, ich habe Sie mit den Faschisten in dem Kasernenhof gesehen, an dem Tage, als ich verhaftet wurde.«

Ich wollte weiterreden, aber plötzlich überraschte mich etwas: die Anwesenheit dieses Arztes interessierte mich mit einmal überhaupt nicht mehr. Für gewöhnlich, wenn ich mit einem aneinandergerate, laß ich nicht locker, aber jetzt hatte ich plötzlich keine Lust mehr zu reden, ich zuckte nur die Achseln und schaute weg. Etwas später hob ich den Kopf. Seine Augen ruhten mit einem

sonderbaren Blick auf mir. Die Posten hatten sich auf einen Strohsack gesetzt. Pedro, der lange dünne, drehte die Daumen; der andere ruckte von Zeit zu Zeit mit dem Kopf, um sich wach zu halten.

»Wünschen Sie Licht?« fragte Pedro plötzlich den Doktor.

Ich glaube, er hatte so wenig Verständnis wie ein Stück Holz, aber bössartig war er zweifellos nicht. Nach seinen großen, kalten blauen Augen zu urteilen, schien es mir, daß sein Verhalten vor allem an einem Mangel an Einbildungskraft lag.

Der andere nickte. Pedro stand auf und kam mit einer Petroleumlampe zurück, die er auf das Ende der Bank stellte. Sie gab nur ein spärliches Licht, aber es war besser als gar nichts. Die Nacht zuvor hatten sie uns im Dunkeln sitzen lassen. Ich starrte auf den runden Lichtfleck, den die Lampe an die

Decke warf. Starrte wie gebannt. Dann plötzlich wachte ich auf; der Fleck verschwand, und ich fühlte mich von einer ungeheuren Last erdrückt. Es war weder der Gedanke an den Tod, noch Furcht: es war unbenennbar. Mein Gesicht brannte, und mein Schädel schmerzte.

Ich gab mir einen Ruck und blickte auf meine beiden Gefährten. Tom hatte sein Gesicht in die Hände vergraben, und ich konnte nur seinen feisten, weißen Nacken sehen. Der junge Juan war viel weniger gefaßt: sein Mund stand offen und seine Nasenflügel zitterten. Der Doktor ging zu ihm hin und legte ihm wie zum Trost die Hand auf die Schulter; aber seine Augen blieben kalt. Dann sah ich, wie die Hand des Belgiers verstohlen an Juans Arm hinab bis zum Handgelenk glitt. Juan saß still und achtlos da. Der Belgier nahm wie beiläufig sein Handgelenk

zwischen drei Finger, wobei er gleichzeitig etwas zurücktrat. Aber ich beugte mich vor und stellte mich so, daß er mir den Rücken zukehrte und sah, wie er seine Uhr herauszog und darauf schaute, ohne das Handgelenk des Jungen loszulassen. Nach einer kleinen Weile ließ er die Hand fahren und ging und lehnte sich an die Wand; dann, als ob ihm plötzlich etwas Wichtiges eingefallen wäre, das er notieren müßte, zog er ein kleines Buch aus der Tasche und kritzelte ein paar Zeilen. »Dreckiger Hund!« dachte ich wütend. »Daß er bloß nicht kommt und mir auch den Puls fühlen will, da hau ich ihm eins in die Schnauze.«

Er kam nicht, aber ich fühlte, daß er mich ansah. Ich hob den Kopf und erwiderte seinen Blick. Er sagte in unpersönlichem Ton: »Finden Sie es nicht eiskalt hier unten?«

Er sah verfroren aus, ganz violett.

»Mir ist kalt«, versetzte ich.

Er sah mich immer weiter an, mit einem harten Blick. Plötzlich ging mir ein Licht auf, und ich faßte mit beiden Händen an mein Gesicht: es schwamm vor Schweiß. In diesem Keller, mitten im Winter, in voller Zugluft, schwitzte ich. Ich fuhr mit den Fingern durch meine Haare, die von Schweiß verfilzt waren. Zugleich bemerkte ich, daß auch mein Hemd klitschnaß war und mir an der Haut klebte: seit mindestens einer Stunde lief mir das Wasser aus allen Poren, und ich hatte nichts gespürt. Aber diesem belgischen Schwein war es nicht entgangen; er hatte gesehen, wie mir die Tropfen über die Backen liefen und hatte sich gesagt: das sind die Symptome eines fast pathologischen Angstzustandes; und er hatte sich selber stolz als Normalmensch gefühlt, weil ihn fror. Ich wollte aufspringen und ihm die

Nase einschlagen, aber kaum hatte ich eine Bewegung gemacht, so war meine Scham und Wut wie weggeblasen. Ich fiel gleichzeitig wieder auf die Bank zurück.

Ich begnügte mich damit, mir den Hals mit einem Taschentuch abzureiben, denn nun fühlte ich den Schweiß, der mir aus den Haaren in den Nacken lief, und das war unangenehm. Freilich hörte ich mit dem Abwischen bald wieder auf, es war nutzlos: mein Taschentuch war schon zum Auswinden naß, und immer schwitzte ich noch. Ich schwitzte auch am Gesäß, und meine feuchte Hose klebte an der Haut.

Der kleine Juan redete mit einemmal.

»Sie sind Arzt?«

»Ja«, erwiderte der Belgier.

»Hat man ... lange zu leiden?«

»Wann? ... Oh, nein, nein«, sagte der Belgier in väterlichem Ton, »es ist schnell

vorbei.« – Genau wie wenn er einen zahlenden Patienten hätte trösten wollen.

»Aber ich ... man hat mir gesagt ..., daß es oft zwei Salven braucht.«

»Manchmal«, nickte der Belgier. »Es kann vorkommen, daß beim erstenmal kein lebenswichtiges Organ getroffen wird.«

»Dann müssen sie neu laden und noch mal zielen?« Er dachte nach und setzte dann mit heiserer Stimme hinzu: »Das braucht Zeit!«

Er hatte eine schreckliche Angst davor, leiden zu müssen, er dachte nur daran. Das lag an seiner Jugend. Ich dachte nicht viel daran, und es war nicht die Furcht vor Schmerzen, die mich schwitzen machte. Ich stand auf und ging zu dem Kohlenhaufen hinüber. Tom fuhr auf und warf mir einen gehässigen Blick zu; ich ging ihm auf die Nerven, weil meine Schuhe quietschten. Ich fragte mich, ob mein Gesicht ebenso erdfahl war wie das

seinige: ich sah, daß er auch schwitzte. Der Himmel war prächtig, kein Lichtschein drang in den stillen Winkel, und ich brauchte nur den Kopf zu heben, so sah ich den Großen Bären. Aber es war nicht mehr so wie zuvor. Vorgestern nacht hatte ich von meinem bischöflichen Verlies aus ein großes Stück Himmel sehen können, und jede Tageszeit hatte eine andere Erinnerung wachgerufen. Morgens, wenn der Himmel ein hartes Hellblau war, dachte ich an die Badestrandplätze am Atlantik. Mittags sah ich die Sonne und dachte an eine Bar in Sevilla, wo ich immer Manzanilla trank und Anchovis und Oliven aß; nachmittags war ich im Schatten und dachte an den tiefen Schatten, der beim Stierkampf die eine Hälfte der Arena bedeckt, während die andere Hälfte in der Sonne strahlt. Es war richtig quälend, so die ganze Welt im Himmel gespiegelt zu sehen, aber

jetzt konnte ich hinauf schauen so lange ich wollte; der Himmel barg keine Erinnerungen mehr für mich. Und es war mir lieber so. Ich ging zurück und setzte mich zu Tom.

Eine lange Zeit verging.

Tom begann leise zu reden. Er mußte immer reden, sonst erkannte er sich in seinen Gedanken nicht richtig wieder.

Ich glaube, ich war es, an den er sich wendete, aber er sah mich nicht an. Es beängstigte ihn zweifellos, mich so zu sehen, wie ich war, grau und schweißig. Wir glichen uns und waren schlimmer als Spiegel füreinander. Er schaute auf den Belgier, diesen lebenden Menschen.

»Kannst du's begreifen?« fragte er. »Ich nicht.«

Auch ich begann leise zu sprechen. Ich schaute auf den Belgier.

»W – ieso? Was ist?«

»Etwas wird mit uns geschehen, was ich nicht begreifen kann.«

Es war ein merkwürdiger Geruch um Tom. Es schien mir, als ob ich empfindlicher für Gerüche sei als gewöhnlich.

»Du wirst's sehr bald begreifen«, grünte ich.

»Es ist nicht klar«, beharrte er. »Ich möchte gern tapfer sein, aber ich muß zum mindesten wissen ... Hör zu: sie bringen uns in den Hof, gut, die Kerls treten vor uns an. Wie viele werden es sein?«

»Weiß ich nicht. Fünf oder acht werden es sein, mehr nicht.«

»Gut. Sag acht. Man wird ihnen zubrüllen: ›Legt an!‹ und ich werd acht Gewehre auf mich gerichtet sehen. Mir wird zumute sein, denk ich, als ob ich mich in die Mauer verkriechen müßte, ich werde aus Leibeskräften mit dem Rücken gegen die Mauer drücken,

und die Mauer wird nicht nachgeben: wie in einem Alptraum. Das kann ich mir alles vorstellen. Ah, wenn du wüßtest, wie ich mir das vorstellen kann.«

»Schon gut«, sagte ich, »ich stell mir's auch vor.«

»Es muß verteufelt weh tun. Sie zielen bekanntlich auf die Augen und den Mund, um einen recht zuzurichten«, fügte er boshaft hinzu.

»Ich kann jetzt schon die Wunden spüren, seit einer Stunde hab ich schon immerzu Schmerzen im Kopf und im Hals. Nicht wirkliche Schmerzen; schlimmer: die Schmerzen, die ich morgen früh spüren werde, aber danach?«

Ich verstand sehr gut, was er sagen wollte, aber ich wollte es mir nicht anmerken lassen. Was die Schmerzen angeht, so spürte ich sie auch in meinem Körper wie eine Unmenge

kleiner Schrammen. Ich konnte sie nicht loswerden, aber ich war wie er, ich nahm sie nicht ernst.

»Danach«, sagte ich roh, »wirst du Graswurzeln lutschen.«

Er begann weiter vor sich hinzureden, ließ aber dabei den Belgier nicht aus den Augen. Der hörte anscheinend gar nicht hin. Ich wußte, weshalb er gekommen war; was wir dachten, interessierte ihn nicht; er war gekommen, um unsere Körper zu beobachten, Körper, die hier schon lebendigen Leibes starben.

»Es ist wie bei Alpträumen«, sagte Tom. »Man will an was denken, man meint immerzu, da ist es, jetzt wird man's fassen, und dann rutscht das weg, entwischt einem und fällt wieder zurück. Ich sag mir: danach wird es gar nichts mehr geben. Aber ich begreife nicht, was es sagen will. Manchmal,

in manchen Augenblicken, gelingt mir's beinahe ... und dann ist es wieder weg, und ich fang wieder von neuem an, an die Schmerzen zu denken, an die Kugeln, an die Schüsse. Ich bin Materialist, ich schwör dir, verrückt werd ich nicht. Aber da ist was, das geht nicht. Ich sah meinen Leichnam: das ist nicht schwer, aber ich sehe ihn mit meinen Augen. Ich müßt es aber fertigbringen, zu denken, daß ich gar nichts mehr sehen werde, gar nichts mehr hören werde, und daß die Welt für die andern weiterbestehen wird. So was zu denken, dafür ist man nicht gemacht, Pablo. Du kannst mir glauben, es ist mir schon vorgekommen, daß ich eine ganze Nacht wachgelegen bin und auf irgend etwas gewartet habe. Aber die Sache da, das ist nicht dasselbe: das packt uns von hinten, Pablo, und wir können uns nicht mal drauf vorbereiten.«

»Halt's Maul«, sagte ich, »soll ich dir vielleicht einen Beichtvater holen?«

Er gab keine Antwort. Ich hatte schon bemerkt, daß er dazu neigte, den Propheten zu machen und mich mit sanfter Stimme Pablo zu nennen. Ich liebte das nicht sehr, aber es scheint, daß alle Irländer so sind. Ich hatte den undeutlichen Eindruck, daß er nach Urin roch. Im Grunde hatte ich nicht viel Sympathie für Tom, und ich sah nicht ein, warum ich mehr hätte haben sollen, bloß weil wir mitsammen sterben sollten. Es gibt welche, mit denen das anders gewesen wäre. Mit Ramon Gris zum Beispiel. Aber zwischen Tom und Juan kam ich mir einsam vor. Das war mir im übrigen lieber: mit Ramon wäre ich vielleicht weich geworden. Aber ich war stahlhart in dem Augenblick und wollte hart bleiben.

Er babbelte immer weiter, auf eine halb

geistesabwesende Art. Er redete sicherlich nur, um sich selber vom Denken abzuhalten. Er roch jetzt nach Urin, daß es mir in der Nase stank wie die alten Prostatakranke. Natürlich war ich einer Meinung mit ihm, alles, was er sagte, hätte ich selber sagen können: es ist nicht natürlich, zu sterben. Und da ich nun sterben sollte, kam mir überhaupt nichts mehr natürlich vor, weder der Kohlenhaufen, noch die Bank, noch Pedros Visage. Nur war es mir zuwider, dieselben Gedanken zu denken wie Tom. Dabei wußte ich wohl, daß wir die ganze Nacht lang, bis zur letzten Minute, immerfort zu gleicher Zeit dasselbe denken und zu gleicher Zeit schwitzen und mit den Zähnen klappern würden. Ich sah ihn von der Seite an, und zum erstenmal kam er mir sonderbar vor: er hatte den Tod im Gesicht. Ich fühlte mich in meinem Stolz verletzt: vierundzwanzig Stunden lang hatte

ich nun neben Tom gelebt, hatte ihn reden hören und zu ihm geredet, und ich wußte, daß wir nichts gemein hatten. Und jetzt waren wir einander so gleich wie Zwillingenbrüder, bloß weil wir mitsammen verrecken sollten. Tom nahm meine Hand, ohne mich anzuschauen:

»Pablo, ich frage mich ... ich frage mich, ob das wirklich wahr ist, daß man einfach zu nichts wird.«

Ich machte meine Hand los und sagte: »Schau mal zwischen deine Füße, du Dreckschwein.«

Eine Pfütze stand zwischen seinen Füßen, und von der Hose tropfte es herunter.

»Was ist denn das?« fragte er betroffen.

»Du pißt dir in die Hosen«, sagte ich.

»Das ist nicht wahr«, sagte er wütend, »ich pisse nicht, ich spüre nichts.«

Der Belgier war näher getreten.

»Fühlen Sie sich krank?« fragte er mit geheuchelter Teilnahme.

Tom gab keine Antwort. Der Belgier schaute auf die Pfütze ohne ein Wort.

»Ich weiß nicht, was das ist«, sagte Tom wild, »aber Angst hab ich nicht, das schwör ich, Angst hab ich nicht.«

Der Belgier erwiderte nichts. Tom stand auf und ging in eine Ecke schiffen. Seine Hose zuknöpfend, kam er wieder zurück, setzte sich wieder und sagte kein Wort mehr. Der Belgier machte sich Notizen.

Wir sahen ihn alle drei an, weil er lebendig war. Er hatte die Bewegungen eines Lebenden, die Empfindungen eines Lebenden; er klapperte in diesem Keller wie die Lebenden klappern; er hatte einen gelenkigen und wohlgenährten Körper. Wir ändern fühlten unsere Körper kaum mehr – jedenfalls nicht mehr auf die gleiche Art. Ich hätte gern meine

Hose betastet, zwischen meinen Beinen, aber ich wagte es nicht; ich sah den Belgier an wie er da stand, gebeugt, auf seinen Beinen, Herr über seine Muskeln – er, der an morgen denken konnte. Und hier waren wir, drei Schatten ohne Blut, und schauten ihn an und saugten sein Leben wie Vampire.

Schließlich ging er zu dem kleinen Juan hinüber. Wollte er ihm aus irgendeinem medizinischen Interesse den Nacken befühlen oder folgte er einer barmherzigen Regung? Wenn er es aus Barmherzigkeit tat, war es das einzige Mal in dieser ganzen Nacht. Er streichelte dem kleinen Juan den Schädel und den Nacken. Der Kleine ließ ihn gewähren, ohne die Augen von ihm abzuwenden, dann plötzlich ergriff er seine Hand und schaute sie auf sonderbare Art an. Er hielt die Hand des Belgiers zwischen seinen beiden Händen, und es sah nicht recht geheuer aus, wie die beiden

Krallen diese fette rosige Hand gepackt hielten. Ich ahnte schon, was kommen würde, und Tom ahnte es sicherlich auch, aber der Belgier sah nur Dankbarkeit darin und lächelte väterlich. Mit einemmal zog der Kleine die dicke, rote Pfote an seinen Mund und wollte hineinbeißen. Der Belgier riß sich heftig los und stolperte an die Wand zurück. Eine Sekunde lang sah er uns entsetzt an, es dämmerte ihm offenbar plötzlich, daß wir keine Menschen waren wie er. Ich begann zu lachen, und einer der Posten sprang auf. Der andere war eingeschlafen, seine Augen standen weit offen, und man sah nur das Weiße.

Ich fühlte mich müde und überreizt zugleich. Ich wollte nicht mehr an das denken, was mit Tagesanbruch kommen würde, nicht an den Tod. Das führte zu nichts, nur zu Worten und ins Leere. Aber sowie ich an etwas anderes zu denken versuchte, sah ich

Gewehrläufe auf mich gerichtet. Ich erlebte meine Exekution wohl an die zwanzigmal. Einmal dachte ich, es sei wirklich schon so weit: ich muß wohl einen Augenblick eingeschlafen sein. Sie zerrten mich an die Mauer, und ich sträubte mich; ich bat um Gnade. Ich wachte mit einem Ruck auf und sah auf den Belgier: ich fürchtete, ich hätte im Schlaf geschrien. Aber er strich sich seinen Schnurrbart, er hatte nichts bemerkt. Wenn ich gewollt hätte, hätte ich, glaub ich, eine Weile schlafen können: ich war seit achtundvierzig Stunden wach, ich war am Ende. Aber ich hatte nicht Lust, zwei Stunden Leben zu verlieren: sie wären bei Tagesanbruch gekommen und hätten mich aufgeweckt, und ich wäre ihnen gefolgt, noch ganz schlaftrunken, und sie hätten Schluß mit mir gemacht, eh ich auch nur ›Uff‹ gemacht hätte. Das wollte ich nicht, ich wollte nicht sterben wie ein

Vieh, ich wollte bei Bewußtsein bleiben. Auch hatte ich Angst vor Alpträumen. Ich stand auf und ging hin und her, und um mich auf andere Ideen zu bringen, begann ich an mein vergangenes Leben zu denken. Eine Unmenge Erinnerungen kamen mir wieder, kunterbunt, gute und schlechte – oder wenigstens hatte ich sie schlecht genannt vor dem, was jetzt war. Gesichter und Geschichten. Ich sah wieder das Gesicht eines kleinen Novillero, der in Valencia beim Stierkampf gespießt worden war, das Gesicht eines Onkels von mir, das Gesicht von Ramon Gris. Allerlei Geschichten fielen mir wieder ein: wie ich 1926 drei Monate lang arbeitslos war und beinahe vor Hunger verreckt wäre. Ich erinnerte mich an eine Nacht, die ich auf einer Bank in Granada verbracht hatte: ich hatte seit drei Tagen nichts gegessen, ich war wütend, ich wollte nicht verrecken. Darüber mußte

ich lächeln. Wie begierig hatte ich nach dem Glück gejagt, nach Frauen, nach der Freiheit. Wozu? Ich hatte Spanien befreien wollen, ich bewunderte Pi y Margall, ich hatte zur anarchistischen Bewegung gehalten, hatte in öffentlichen Versammlungen gesprochen: ich hatte alles so ernsthaft genommen, als sei ich unsterblich.

Jetzt in diesem Augenblick war mir, als sei mein ganzes Leben vor mir ausgebreitet, und ich dachte: ›Es ist eine verdammte Lüge.‹ Es war wertlos, weil es vorbei war. Ich fragte mich, wie ich jemals hatte mit Mädchen herumlaufen und mit ihnen schwatzen und lachen können: ich hätte nicht den kleinen Finger gerührt, wenn ich geahnt hätte, daß ich auf die Art sterben würde. Mein Leben lag vor mir, Schluß, zugebunden wie ein Sack, und dabei war alles, was drin war, noch unbeendet. Einen Augenblick versuchte ich,

zu einem Urteil darüber zu kommen. Ich hätte mir gern gesagt: es war ein schönes Leben. Aber man konnte es nicht beurteilen, es war nichts als ein Entwurf; ich hatte meine Zeit damit verbracht, Wechsel auf die Ewigkeit zu ziehen, ich hatte nichts begriffen. Ich fühlte kein Bedauern. Da waren hundert Dinge, um die es mir hätte leid tun können, der Geschmack des Manzanilla, oder das Baden im Sommer in einem kleinen Bach bei Cadi, aber der Tod hatte alle Erinnerungen schal gemacht.

Der Belgier hatte plötzlich eine feine Idee.

»Meine Freunde«, sagte er, »ich kann es auf mich nehmen – vorausgesetzt, daß die Militärbehörde einwilligt –, ein Wort von Ihnen, ein Andenken an Ihre Lieben zu überbringen ...«

Tom knurrte: »Ich habe niemanden.«

Ich gab keine Antwort. Tom wartete einen

Augenblick und sah mich dann fragend an:
»Du willst nichts an Concha bestellen?«

»Nein.«

Diese zarte Mitwisserschaft war mir zuwider: es war meine eigene Schuld, ich hatte ihm nachts zuvor von Concha erzählt, ich hätte es für mich behalten sollen. Ich war seit einem Jahr mit ihr zusammen. Gestern abend noch würde ich mir einen Arm abgehackt haben, um sie fünf Minuten lang wiederzusehen. Deshalb hatte ich davon gesprochen, es war stärker als ich. Jetzt hatte ich kein Verlangen mehr, sie zu sehen, ich hatte ihr nichts mehr zu sagen. Ich hätte sie nicht mal in den Armen halten mögen; mich ekelte vor meinem Körper, weil er grau und schweißig geworden war – und ich war mir nicht sicher, ob mich nicht auch vor dem ihrigen geekelt hätte. Concha würde weinen, wenn sie von meinem Tode erfuhr, monatelang würde

sie keine Lust mehr haben, weiterzuleben. Dennoch war ich es, der sterben mußte. Ich dachte an ihre schönen, zärtlichen Augen. Wenn sie mich ansah, ging etwas von ihr in mich über. Aber ich sagte mir, jetzt ist das vorbei: wenn sie mich jetzt ansähe, würde ihr Blick in ihren Augen bleiben und nicht bis zu mir gelangen. Ich war allein.

Tom war auch allein, aber nicht auf die gleiche Weise. Er hatte sich rittlings auf die Bank gesetzt und betrachtete sie mit einer Art Lächeln, mit einer verwunderten Wärme. Er streckte die Hand aus und berührte das Holz behutsam, als fürchtete er etwas zu zerbrechen, dann zog er die Hand schnell wieder zurück und schüttelte sich. Wenn ich Tom gewesen wäre, hätt ich mich nicht damit amüsiert, die Bank zu betasten, das war auch wieder irische Komödie; aber auch für mich hatten die Dinge ein sonderbares Aussehen:

sie waren schattenhafter, nicht so dicht wie sonst. Ich brauchte nur die Bank, die Lampe, den Haufen Kohlenstaub anzusehen, um zu fühlen, daß ich sterben würde. Natürlich konnte ich meinen Tod nicht klar denken, aber ich sah ihn überall, in den Gegenständen, in der Art, wie sie zurückgewichen waren und sich in Abstand hielten, diskret, wie Leute, die um ein Sterbebett herum mit gedämpften Stimmen sprechen. Es war sein Tod, den Tom berührt hatte, als er die Bank berührte.

In dem Zustand, in dem ich war, würde es mich ganz kalt gelassen haben, wenn sie jetzt gekommen wären und mir verkündet hätten, daß ich ruhig nach Hause gehen könne, daß mir das Leben geschenkt sei: ein paar Stunden zu warten oder ein paar Jahre, kommt auf das gleiche hinaus, wenn man die Illusion verloren hat, unsterblich zu sein.

In einer Art war ich ganz ruhig, ich hing an nichts mehr. Aber es war eine gräßliche Ruhe – wegen meines Körpers; ich sah mit seinen Augen, hörte mit seinen Ohren, aber mein Körper war nicht länger ich; er schwitzte und zitterte ganz allein für sich, und er war mir ganz fremd geworden. Ich mußte ihn befühlen und betrachten, um zu wissen, was aus ihm werde, als wäre es der Körper eines anderen gewesen. In manchen Augenblicken spürte ich ihn noch, spürte eine Art Gleiten, eine Art Abrutschen, wie in einem Flugzeug, das sich auf die Nase stellt. Manchmal fühlte ich auch mein Herz schlagen, aber das gab mir die Vertrautheit mit ihm nicht wieder: alles, was von meinem Körper kam, hatte etwas widerlich Scheeles, möchte ich sagen. Meistens schwieg er, hielt sich still, und ich fühlte nichts als eine Art Schwere, eine ekelhafte Schwere, die gegen mich drückte; ich

hatte ein Gefühl, als wäre ich an ein riesiges Ungeziefer angebunden. Einmal betastete ich meine Hose und fühlte, daß sie naß war, ich wußte nicht, ob von Schweiß oder Urin, aber vorsichtshalber ging ich an den Kohlenhaufen pissen.

Der Belgier zog seine Uhr und schaute sie an.

»Es ist halb vier«, sagte er.

Der dreckige Hund. Das tat er sicher mit Absicht. Tom fuhr auf. Wir hatten noch gar nicht gemerkt, wie die Zeit verging; die Nacht war wie eine formlose dunkle Masse um uns her, ich erinnerte mich nicht mal mehr, wann sie begonnen hatte.

Der kleine Juan fing an zu heulen. Er rang die Hände und schrie: »Ich will nicht sterben, ich will nicht sterben!«

Er lief mit erhobenen Armen durch den ganzen Keller, warf sich dann auf einen der

Strohsäcke und schluchzte. Tom sah ihn mit düsteren Augen an und machte nicht mal mehr Miene, ihn zu trösten. Das war auch wirklich nicht der Mühe wert: der Kleine machte mehr Lärm als wir, aber er war weniger übel daran als wir: er war wie ein Kranker, der sich gegen sein Leiden durch das Fieber verteidigt. Wenn nicht mal mehr Fieber da ist, ist es viel schlimmer.

Er weinte: ich sah genau, daß er Mitleid mit sich selber hatte. An den Tod dachte er nicht. Eine Sekunde, eine einzige Sekunde lang hätte ich am liebsten auch heulen mögen, aus Mitleid mit mir selber. Aber das Gegenteil geschah: ich warf einen Blick auf den Kleinen, ich sah seine mageren, von Schluchzen geschüttelten Schultern, und jede menschliche Regung verging mir: ich war außerstande, Mitleid zu empfinden, weder mit den anderen noch mit mir selber.

»Ich will anständig sterben«, sagte ich zu mir.

Tom war aufgestanden, er stellte sich grade unter die runde Öffnung und schaute nach dem Tageslicht aus. Ich für mein Teil war mit allem fertig, ich wollte anständig sterben und dachte nur daran. Aber im Untergrunde spürte ich, seit der Doktor uns gesagt hatte, wie spät es sei – im Untergrunde spürte ich, wie die Zeit ablief und Tropfen um Tropfen verfloß.

Es war immer noch dunkel, als ich Toms Stimme hörte: »Hörst du sie?«

»Ja.«

Man hörte welche in den Hof marschieren.

»Was wollen die Kerle? Im Dunkeln können sie doch nicht schießen.«

Dann war alles wieder still.

»Es wird Tag«, sagte ich zu Tom.

Pedro stand gähmend auf und blies die Lampe aus.

»Saukälte«, sagte er zu seinem Gefährten.

Der Keller war jetzt ganz grau. Wir hörten Schüsse von fern.

»Es fängt an«, sagte ich zu Tom, »sie machen's im Hinterhof, scheint's«.

Tom bat den Doktor um eine Zigarette. Ich mochte keine: ich mochte weder Zigaretten noch Alkohol. Von da an hörte das Schießen nicht mehr auf.

»Ist dir klar?« sagte Tom.

Er wollte noch etwas hinzufügen, verstummte jedoch und schaute auf die Tür. Die Tür ging auf und ein Leutnant kam herein mit vier Soldaten. Tom ließ seine Zigarette fallen.

»Steinbock?«

Tom gab keine Antwort. Pedro deutete auf ihn.

»Juan Mirbal?«

»Der auf dem Strohsack.«

»Stehen Sie auf«, sagte der Leutnant.

Juan rührte sich nicht. Zwei Soldaten griffen ihm unter die Achseln und hoben ihn auf die Füße. Aber sowie sie ihn losließen, sackte er wieder zusammen. Die Soldaten zögerten.

»Er ist nicht der einzige, der schlapp macht«, bemerkte der Leutnant.

»Ihr zwei tragt ihn einfach raus, da richten wir ihn schon her.«

Er wandte sich an Tom: »Vorwärts jetzt!«

Tom ging zwischen zwei Soldaten hinaus, die beiden ändern folgten, Juan bei den Schultern und Beinen tragend. Er war nicht bewußtlos; seine Augen standen weit offen, und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Als ich auch Miene machte zu gehen, hielt mich der Leutnant zurück.

»Sind Sie Ibbieta?«

»Jawohl.«

»Sie warten hier – man wird Sie später holen.«

Sie gingen hinaus. Auch der Belgier und die beiden Wachposten gingen, und ich blieb allein. Ich begriff nicht, was da mit mir geschah, aber es wäre mir lieber gewesen, wenn sie gleich Schluß gemacht hätten. Ich horchte auf die Salven, die in fast regelmäßigen Abständen krachten, bei jeder fuhr ich auf. Ich hätte brüllen und mir die Haare raufen mögen. Aber ich biß die Zähne zusammen und begrub meine Hände in den Taschen, weil ich anständig bleiben wollte.

Nach einer Stunde kamen sie mich holen. Sie brachten mich in den ersten Stock, in ein kleines Zimmer, wo es nach Zigarrenrauch roch und erstickend heiß war. Zwei Offiziere saßen in Klubsesseln, rauchend, mit Papieren im Schoß.

»Du heißt Ibbieta?«

»Jawohl.«

»Wo ist Ramon Gris?«

»Ich weiß nicht.«

Der, der mich befragte, war klein und fett. Seine Augen hinter den Brillengläsern waren hart.

»Komm näher«, sagte er.

Ich trat näher. Er stand auf und faßte mich bei den Armen und blitzte mich an mit einem Blick, vor dem ich vermutlich in den Boden sinken sollte, gleichzeitig kniff er mich mit aller Kraft in den Bizeps. Nicht um mir weh zu tun, es gehörte nur so zu dem Spiel. Er wollte mich unterkriegen. Er hielt es auch für nötig, mir seinen stinkenden Atem ins Gesicht zu blasen. Einen Augenblick blieben wir so stehen. Ich hätte beinahe laut gelacht: es gehört verdammt mehr dazu, einen Mann einzuschüchtern, der vor dem Sterben steht.

Es tat gar keine Wirkung. Er stieß mich heftig weg und setzt sich wieder.

»Dein Leben gegen das seine«, sagte er: »Wir lassen dich laufen, wenn du uns sagst, wo er ist.«

Diese Burschen, großartig mit Reitpeitschen und hohen Stiefeln, auch sie waren Menschen, die einmal sterben mußten. Vielleicht etwas später als ich, aber nicht viel. Und da machten sie sich hier wer weiß wie zu schaffen mit Namensuchen in ihren Listen und anderen Menschen nachjagen, um sie einzukerkern oder umzubringen, und hatten Ideen über die Zukunft Spaniens und sonstwas!

Ihre Betriebsamkeit nahm sich einigermaßen kläglich und grotesk aus. Ich konnte mich nicht an ihre Stelle denken. Sie kamen mir wie Geisteskranke vor.

Der kleine Dicke schaute mich immer

noch an und schlug mit der Reitpeitsche an seine Stiefelschäfte. Jede seiner Bewegungen war darauf berechnet, ihn in meinen Augen als grimmigen Tiger erscheinen zu lassen.

»Also? Verstanden?«

»Ich weiß nicht, wo Gris ist. Ich dachte, er sei in Madrid.«

Der andere Offizier erhob eine weiße, lässige Hand. Auch diese Gebärde war einstudiert. Ich durchschaute alle ihre kleinen Tricks und war erstaunt, daß es noch Menschen gab, die sich so aufspielen konnten.

»Sie haben eine Viertelstunde Zeit zum Nachdenken«, sagte er langsam. »Bringt ihn ins Waschhaus und in einer Viertelstunde wieder zurück. Weigert er sich dann immer noch, wird er augenblicklich erschossen.«

Sie wußten, was sie wollten. Ich hatte die ganze Nacht lang gewartet, dann hatten sie mich noch eigens eine Stunde im Keller

warten lassen, während sie Tom und Juan erschossen; und jetzt sperren sie mich ins Waschhaus. Sie hatten sich das sicher schon seit gestern ausgedacht; sie rechneten damit, daß meine Nerven auf die Dauer versagen würden, und hofften, mich so zu kriegen.

Sie täuschten sich. Ich setzte mich im Waschhaus auf einen Schemel, denn ich fühlte mich sehr schwach, und fing an nachzudenken. Aber nicht über ihr Anerbieten. Ich wußte natürlich, wo Gris war: er hielt sich im Hause seines Veters versteckt, vier Kilometer weit von der Stadt. Aber ich wußte, daß ich dieses Versteck nicht verraten würde, außer wenn sie mich folterten (aber daran schienen sie nicht zu denken). Das war alles in Ordnung, endgültig, und interessierte mich nicht mehr. Was mich beschäftigte, war die Frage nach dem Grund meines Verhaltens. Ich wollte lieber sterben als Gris

ausliefern. Warum? Ich liebte Ramon Gris nicht mal mehr. Meine Freundschaft für ihn war kurz vor Tagesanbruch gestorben, zur selben Zeit wie meine Liebe zu Concha, zur selben Zeit wie mein Verlangen nach dem Leben. Natürlich schätzte ich ihn noch, er war ein fester Kerl. Aber das war nicht der Grund, weshalb ich bereit war, für ihn zu sterben; sein Leben war nicht mehr wert als das meine, kein Leben hatte Wert. Sie würden einen Mann an die Wand stellen und auf ihn schießen, bis er verreckt war: ob dieser Mann ich war oder Ramon oder sonst einer, war ganz gleich. Ich war mir bewußt, daß er der spanischen Sache mehr nützen konnte als ich, aber ich scherte mich jetzt den Teufel um Spanien oder den Anarchismus; nichts hatte mehr die mindeste Bedeutung für mich. Und dennoch: hier war ich und konnte meinen Kopf retten, wenn

ich Ramon Gris preisgab, und ich weigerte mich, es zu tun. Ich fand das eher komisch: es war schiere Bockbeinigkeit.

›Muß ich einen Dickschädel haben!‹ dachte ich, und eine merkwürdige Vergnügtheit überkam mich.

Sie kamen mich holen und brachten mich zurück zu den beiden Offizieren. Eine Ratte huschte zwischen unseren Füßen durch, und das belustigte mich. Ich wandte mich an einen der Falangisten und sagte: »Hast du die Ratte gesehen?«

Er antwortete nicht. Er machte ein düsteres Gesicht, er nahm sich ernst. Ich hätte am liebsten gelacht, aber ich hielt an mich, weil ich befürchtete, ich würde nicht wieder aufhören können, wenn ich erst mal anfinde. Der Falangist trug einen Schnurrbart.

»Du mußt dir deinen Schnurrbart abschneiden«, sagte ich zu ihm.

Ich fand es komisch, daß er sich bei lebendigem Leibe die Haare ins Gesicht wachsen ließ. Er versetzte mir einen Fußtritt, ohne viel Überzeugung, und ich schwieg.

»Na«, sagte der dicke Offizier, »hast du dir's überlegt?«

Ich betrachtete sie interessiert, wie eine sehr seltene Art Käfer.

»Ich weiß, wo er ist«, sagte ich. »Er ist auf dem Kirchhof versteckt. In einer Gruft oder im Totengräberschuppen.«

Das war nur, um ihnen einen Possen zu spielen. Ich wollte sehen, wie sie hochgehen, sich ihre Koppel umschnallen und mit eifrigen Mienen Befehle geben würden.

Sie sprangen auf die Füße.

»Also hin! Moles, gehen Sie und bitten Sie Herrn Leutnant Lopez um fünfzehn Mann. Und du«, sagte der kleine Dicke zu mir, »wenn du die Wahrheit gesagt hast, bleibe ich

bei meinem Wort. Aber wenn du uns an der Nase herumgeführt hast, wird's dich teuer zu stehen kommen.«

Sie gingen mit großem Trara hinaus, und ich wartete friedlich unter der Aufsicht der Falangisten. Von Zeit zu Zeit mußte ich lächeln, wenn ich dachte, was für eine Figur sie dort machen würden. Ich fühlte mich ein bißchen dusselig und voller Schadenfreude. Ich stellte mir vor, wie sie die Grabsteine lüften und die Türen zu den Gräften eine nach der anderen öffnen würden. Ich sah die ganze Situation vor mir wie mit fremden Augen: diesen Häftling, der sich darauf versteifte, den Helden zu spielen, diese feierlich ernstesten Falangisten mit ihren Schnurrbärten und diese Männer in Uniform, die zwischen den Gräbern herumliefen; es war von einer unwiderstehlichen Komik.

Nach einer halben Stunde kam der kleine

Dicke allein zurück. Ich dachte, er käme, um den Befehl zu meiner Exekution zu geben. Die anderen waren wohl auf dem Kirchhof geblieben.

Der Offizier sah mich an, aber keineswegs mit belämmelter Miene.

»Bringt ihn in den Haupthof zu den anderen«, sagte er. »Nach Beendigung der militärischen Operationen wird das ordentliche Gericht über sein Schicksal entscheiden.«

Ich dachte, ich hätte nicht recht gehört. »Ich soll also ...«, sagte ich, »ich soll also nicht erschossen werden?«

»Nicht jetzt jedenfalls. Was nachher geschieht, geht mich nichts mehr an.«

Ich begriff immer noch nicht.

»Aber warum ...?« fragte ich.

Er zuckte die Achseln ohne zu erwidern, und die Soldaten führten mich ab.

In dem Haupthof waren an hundert

Gefangene, Frauen, Kinder, ein paar alte Männer. Ich begann um den Rasen in der Mitte herumzugehen, und begriff immer noch nicht, was geschehen war. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Zu Mittag gab es Essen im Speisesaal. Zwei oder drei Männer begrüßten mich. Ich muß sie wohl gekannt haben, aber ich antwortete nicht. Ich wußte nicht mal, wo ich war.

Gegen Abend wurden etwa ein Dutzend neue Gefangene in den Hof geschafft. Ich erkannte Garcia, den Bäcker.

»Du Glückspilz!« rief er. »Das hätt ich nicht gedacht, daß ich dich nochmal lebendig wiedersehe!«

»Sie haben mich zum Tode verurteilt«, versetzte ich, »dann haben sie sich anders besonnen – ich weiß nicht warum.«

»Mich haben sie um zwei Uhr verhaftet«, sagte Garcia.

»Weshalb?« Garcia befaßt sich nicht mit Politik.

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Sie verhaften jeden, der anders denkt als sie.«

Er dämpfte die Stimme.

»Sie haben Ramon Gris erwischt.«

Ich fing an zu zittern.

»Wann?«

»Heut morgen. Er hat eine Dummheit gemacht. Er hat mit seinem Vetter Streit bekommen und ist am Dienstag dort weg. Es waren eine Menge da, die ihn aufgenommen hätten, aber er wollte keinem verpflichtet sein. Er sagte: ›Ich wäre zu Ibbieta gegangen, aber da sie den geschnappt haben, will ich mich auf dem Kirchhof verstecken.««

»Auf dem Kirchhof?«

»Ja, eine Dummheit. Natürlich sind sie heut morgen hin, das mußte ja kommen. Sie haben ihn im Totengräberschuppen gefunden.

Er hat auf sie geschossen, und sie haben ihn herausgeholt.«

»Auf dem Kirchhof!«

Alles begann sich um mich zu drehen, und ich fand mich auf der Erde sitzend wieder. Ich lachte, daß mir die Tränen in die Augen kamen.

